



Rehbock

Karoline Schmidt

## Wie viel Töten darf's denn sein?

**Nein, es ist nicht so, dass Jäger Wildtiere töten und Naturschützer sie durch Nicht-töten schützen. Auch Naturschützer töten vorsätzlich unzählige intelligente, empfindsame Vögel und Säugetiere.**

Etwa auf Neuseeland: Eingeführte Arten, von der Maus bis zum Wapiti, haben dort keine Feinde – sie sind die Feinde, und bevor sie heimische Tier- und Pflanzenarten ausrotten, müssen sie rasch und stark reduziert werden. Die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung befürwortet diese tödlichen Natur- und Artenschutzmaßnahmen, solange sie tierschutzgerecht ausgeführt werden.

Auch ohne invasive Arten kann in unseren Kulturlandschaften ein Miteinander verschiedener Tier- und Pflanzenarten jagdliche Eingriffe erfordern: Es entspricht auch dem Selbstverständnis vieler Jäger, durch Jagd und Hege das Ökosystem im Gleichgewicht zu halten und für Artenreichtum zu sorgen.

Denn Mitte des 19. Jahrhunderts waren nicht nur Beutegreifer, sondern auch wilde Huftiere als Konkurrenten von Land- und Viehwirtschaft ausgerottet oder stark reduziert worden. Es waren dann Jäger, die das Schalenwild zurückgebracht und in den unnatürlich artenarmen Forstkulturen durch Fütterung und zurückhaltende Bejagung gehegt haben. So erfolgreich, dass die vielen großen Pflanzenfresser nun seit Jahrzehnten durch starken Verbiss von Keimlingen und Jungbäumen die Waldverjüngung und die vielerorts wieder angestrebte Baumartenvielfalt verhindern – ob trotz oder wegen intensiver Fütterung ist

umstritten, aber letztlich irrelevant. Die Schalenwildichte liegt weit über der Tragfähigkeit der Waldökosysteme. Die dringend notwendige Rückwandlung der katastrophenanfälligen, artenarmen Forste in naturnahe, artenreiche Wälder erfordert ein Umdenken: sowohl von forstlichen als auch von jagdlichen Monokulturen zu komplexen Ökosystemen.

Doch so wie viele Förster an der Fichte als Brotbaum festhalten, können bzw. wollen traditionelle Jäger nicht auf starke Trophäen der von ihnen gehegten Arten verzichten, die sie dann als handfesten, dinglichen Beleg für erfolgreichen Arten- und Naturschutz ausgeben. Dafür nehmen sie auch die Degradation von Ökosystemen in Kauf, denn für eine reiche jagdliche Ernte von Trophäenträgern an der Spitze der Alterspyramide braucht es eine breite Basis. Mit einer an Fanatismus grenzenden Überzeugung, dass sie gefährdete Arten schützen, verschließen viele Jäger die Augen vor der offensichtlich fehlenden Verjüngung und der geringen Artenvielfalt in unseren Wäldern. Selbst eingeführtes Jagdwild hat Vorrang vor heimischen Tier- und Pflanzenarten.

Mufflons etwa wurden im 19. Jahrhundert vielerorts als Jagdwild ausgesetzt. Diese Wildschafe sind im wolfsfreien Sardinien und Korsika heimisch und haben gegen diesen Beutegreifer keine Fluchtreaktion entwickelt – und so beendet er ihre Festland-Vorkommen – weshalb nicht wenige Jäger den Abschuss von heimischen Wölfen mit dem (Arten)-Schutz des eingebürgerten Mufflons rechtfertigen.

Während katastrophale Käfer- und Sturmschäden als Folgen forstlicher Monokultur offensichtlich sind, sind



© Pixabay

Spitzenprädatoren Wolf: Beutegreifer sind wichtige Bestandteile des Waldökosystems.

die Folgen unserer jagdlichen Monokultur wortwörtlich unsichtbar: großer Beutegreifer. Illegale Jagd – Wildtierkriminalität – verhindert, dass sie in Österreich wieder heimisch werden. Sie sind nicht nur Konkurrenten, sondern Störfaktoren im Jagdmanagement, in der Planbarkeit der Jagderfolge. Denn ihre Wirkung im Ökosystem besteht weniger in der Menge der erlegten Beutetiere als vielmehr im Einfluss auf deren Verteilung und Verhalten. Und so fehlen hierzulande die Spitzen-Prädatoren Wolf, Bär, Luchs in ökologisch relevanter Anzahl. Kann man ihre erneute Ausrottung verhindern, indem man sie wie andere Wildarten in das Jagdmanagement integriert und damit für Jäger das Trophäenspektrum erweitert?

Nachhaltige Jagd, bei der man ja eine lebensfähige Population erhalten will, basiert auf Abschussplänen, diese wiederum auf der Kenntnis von Populationsdaten. Das funktioniert für Schalenwild. Große Beutegreifer kommen nur in geringen Dichten vor, sie sind scheu und schwierig zu zählen, die Auswirkungen einer Bejagung auf die Populationsdynamik ist schwer abzuschätzen. Bei Luchsen in Norwegen führt kontrollierte, vorsichtige Bejagung zu großen Bestandesschwankungen. Nahezu unmöglich ist eine nachhaltige Bejagung von Wölfen, weil bei dieser hochsozialen Art jeder Eingriff weitreichende Folgen hat. Will man Wölfe auf niedrigem Niveau halten, darf man ihre Sozialstruktur nicht zerstören. In einem stabilen Rudel aus Erwachsenen, Einjährigen und Welpen paaren sich nur die Elterntiere. Stirbt einer der beiden, pflanzen sich auch die Einjährigen fort, allerdings mit geringen Überlebensraten (z.B. weil unerfahrene junge Männchen die Weibchen nicht ausreichend mit Nahrung versorgen). Kleine Populationen sterben so rasch wieder aus. Bei einer legalen, nachhaltigen Bejagung dürften Jäger nur Jungtiere entnehmen – eine



© Pixabay

Das Mufflon wurde im 19. Jahrhundert als Jagdwild ausgesetzt

unrealistische Vorgabe, ist doch schon bei Schalenwild die Altersansprache problematisch.

Man kann es nicht oft genug wiederholen: Jagd und das damit verbundene Töten ist kein Selbstzweck, sondern hat eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe. Diese besteht heute in der Notwendigkeit, auf allen Stufen der Nahrungskette Artenreichtum und damit resiliente Ökosysteme zu erhalten oder wiederherzustellen. Es ist die Aufgabe der Jäger, ihre Beutetiere, mögen sie noch so begehrt sein, so zu bejagen, dass eine naturnahe, artenreiche Waldvegetation aufwachsen kann – und es ist die Aufgabe der Jäger, für Artenreichtum auch Beutegreifer zuzulassen, die Wiederansiedlung heimischer Beutegreifer nicht zu verhindern. Große Beutegreifer sind stark geschützt, nicht weil naturferne Stadtmenschen ein irrationales Faible für sie haben, sondern weil sie unersetzlicher Bestandteil unserer Waldökosysteme sind.

Ist die Situation bei Niederwild, das im Gegensatz zu Schalenwild gehegt werden muss, und dessen natürliche Fressfeinde nicht große und seltene, sondern kleinere, häufigere Beutegreifer sind, anders?



**Dr. Karoline Schmidt**  
Wildbiologin und Journalistin